

EMANUELE COCCIA

HANSER



DAS ZUHAUSE

PHILOSOPHIE EINES SCHEINBAR
VERTRAUTEN ORTES

Leseprobe

Das Buch

Drei Zimmer, Küche, Bad – ist damit erklärt, was ein Zuhause ist? Keineswegs, beweist Emanuele Coccia in seiner *Philosophie des Wohnens*. Obwohl die Philosophie von jeher eine besondere Beziehung zur Stadt hatte, ging es ihr bislang kaum um Häuser und Wohnungen. Dabei spielt das Zuhause für das menschliche Glück eine entscheidende Rolle. Die Aufteilung der Räume spiegelt und verstärkt soziale und kulturelle Ungleichheiten. Emanuele Coccia zeigt, wie Wohnzimmer, Flur und Küche die Psyche prägen. Meisterhaft verknüpft er das Leben zwischen vier Wänden mit der ökologisch drängenden Frage, wie der Mensch die Welt zu seinem Zuhause macht.

Der Autor

Emanuele Coccia, geboren 1976, ist Professor für Philosophiegeschichte an der École des Hautes Études en Sciences Sociales in Paris. Er promovierte in Florenz und war Assistenzprofessor für Geschichte der Philosophie in Freiburg. 2018 erschien sein preisgekröntes Buch *Die Wurzeln der Welt* auf Deutsch, 2020 folgte *Sinnenleben* und 2021 *Metamorphosen. Das Leben hat viele Formen*. Sein Werk wird in mehrere Sprachen übersetzt.

Aus dem Italienischen von Andreas Thomsen
Emanuele Coccia. *Das Zuhause. Philosophie eines scheinbar vertrauten Ortes*
160 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book
Erscheint am 22. August 2022

hanser-literaturverlage.de

Umschlag: Anzinger und Rasp, München
Motiv: © Cinta Vidal

HANSER

EINFÜHRUNG

DAS ZUHAUSE JENSEITS DER STADT

Die Philosophie hatte immer schon eine besondere Beziehung zur Stadt. Dort ist sie entstanden und hat sich weiterentwickelt, dort wurde über ihre Vergangenheit und Zukunft nachgedacht. Die Geschichte der Philosophie handelt von Straßen, Märkten, Versammlungen, Kultstätten und Palästen, in denen sich die Macht konzentrierte. Es ist eine Geschichte, die weniger einem Roman gleicht als vielmehr der Karte einer Grand Tour, auf der dieses esoterische und elitäre Wissen von Stadt zu Stadt, Land zu Land und Kontinent zu Kontinent weitergegeben wurde.

Auf dieser philosophischen Landkarte wäre die großgriechische Stadt Kroton, das heutige Crotone in Kalabrien, besonders deutlich hervorgehoben. In dieser Stadt, in der Pythagoras im Jahr 532 v. Chr. seine Schule gründete, erhielt die Philosophie ihren zunächst wohl ironisch gemeinten Namen. In der Sprache der damaligen Zeit beschrieb der Begriff »Philosophia«, also die »Liebe zur Weisheit«, nämlich etwas, das irgendwo zwischen dem Wunsch nach Wissen und dem Bekenntnis zum Dilettantismus lag, denn die Weisheitssuchenden betrachteten sich keineswegs als »Experten«. Als Nächstes würde einem Betrachter der Karte wohl Athen ins Auge springen, wo Platon (387 v. Chr.) und Aristoteles (335 v. Chr.) ihre Schulen in der Akademie und im Lykeion gründeten.

Hier erhielt die Philosophie ihre höheren Weihen und verstand sich von nun an selbst als Stadt. Während sie in Kroton die Lebensregel einer Gemeinschaft aus Individuen war, die beschlossen hatten, anders zu leben als andere, erhob sie in Athen den Anspruch, der Maßstab für die Beziehungen aller Menschen zu sein. In Syrakus scheint die Philosophie dann der Versuchung erlegen zu sein, die Macht an sich zu reißen und sich selbst zum Souverän aufzuschwingen. Sie entwickelte sich dort zur Quelle des Gesetzes, das alle Handlungen und Meinungen regelt, und zur Hüterin aller Wahrheiten, die die Stadt anerkennen und pflegen durfte. In Rom wurde der Wunsch, »belebtes Gesetz« (*lex animata*) zu werden, so radikal umgesetzt, dass man das Denken mit Recht und Gesetz gleichsetzte. Auch Paris darf auf der philosophischen Karte nicht fehlen, wo die Philosophie zum Lehrgegenstand wurde, und ebenso wenig Frankfurt, wo sie lernte, eine Kraft des Protestes zu sein, die verhindert, dass alle Städte mit sich selbst übereinstimmen.

Die Liste der Städte, in denen sich die Philosophie niedergelassen hat, ist schier endlos. Und anders als vielleicht manche vermuten, beschränkt sich unsere philosophische Landkarte keineswegs auf Europa, sondern reicht weit darüber hinaus. In Alexandria etwa begegnete die Philosophie der jüdischen Kultur und Religion und vermischte sich mit ihr. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang vor allem die Schriften Philons, die bis heute unsere Sichtweise auf das Göttliche prägen. In Hippo Regius, dem heutigen Annaba in Algerien, entdeckte die Philosophie die erste Person und lernte nicht nur »Ich« zu sagen, sondern auch sich in das Alltagsleben der Menschen hineinzusetzen. Hier schrieb Augustinus seine *Confessiones* (Bekenntnisse). In Bagdad wurde die Philosophie zum Treff-

punkt der Kulturen, als man die persönliche Bibliothek des Kalifen Hārūn ar-Raschīd 832 in ein »Haus der Weisheit« umwandelte, das Philosophen, Astronomen, Mathematikern und anderen Gelehrten offenstand, ganz gleich, woher sie kamen, welche Sprache sie sprachen oder welcher Religion sie angehörten.

Die Philosophie war allerdings nicht nur in Metropolen und Hauptstädten zuhause, sondern erblühte oftmals auch in der Provinz. Einige der wichtigsten philosophischen Abhandlungen wurden in kleineren Städten verfasst. Spinozas *Ethik* etwa entstand in Voorburg und Den Haag, Hegels *Phänomenologie des Geistes* im beschaulichen Jena, wo auch viele Protagonisten der deutschen Romantik, wie die Brüder Schlegel, Novalis, Ludwig Tieck oder Clemens Brentano, zuhause waren. Alle diese Städte haben ihre unauslöschliche Signatur im Corpus der Philosophie hinterlassen, eine Hieroglyphe aus verdichteten Gedanken, in der die Atmosphäre, das Licht und die Existenz einer jeden von ihnen verewigt ist.

Und doch verschleiert dieses wunderschöne philosophische Diorama einen wichtigen Sachverhalt. Athen, Rom, Bagdad oder Alexandria sind im Grunde nämlich nur hypnotische Kulissen, die zwar jedes Theater in den Schatten stellen, aber letztlich nicht mehr Substanz besitzen als ein gewaltiges Schattenspiel. Sie mögen ja die Geburtsstätten der Philosophie sein, aber letztlich sind die Städte dieser Welt nichts weiter als riesige Freilichtbühnen, die uns vorgaukeln, anderswo zu sein, während sie den Ort, an dem wir uns wirklich befinden, vor uns verbergen. Wir tun alle so, als wüssten wir das nicht, dabei bewohnt keiner von uns tatsächlich eine Stadt. Das ist unmöglich, denn Städte sind im wahrsten Sinne des Wortes

unbewohnbar. Wir können endlose Stunden in ihnen verbringen und wunderbare oder schreckliche Momente erleben. Wir können im Büro sitzen, einen Schaufensterbummel machen oder das Straßengewirr erkunden, uns in Theatern oder Kinos vergnügen, in Bars oder Restaurants etwas zu uns nehmen, auf Sportplätzen unsere Runden drehen oder in Schwimmbädern unsere Bahnen ziehen. Aber früher oder später müssen wir nach Hause zurückkehren, denn bewohnen können wir diesen Planeten immer und nur dank und mittels eines Zuhauses. Seine Form ist nicht entscheidend. Es kann sich um ein Hotel oder eine Wohnung handeln, ein Sofa oder einen Wolkenkratzer, es kann so unordentlich sein wie eine Rumpelkammer, so ärmlich wie eine Scheune oder so prachtvoll wie ein Palast, es kann aus Stein oder faltbarem Leder bestehen, das man mit sich herumtragen kann. Aber irgendwo in der Stadt gibt es immer ein Zuhause, in dem wir leben können. Ein Leben, das versucht, den städtischen Raum unmittelbar zu bewohnen, ist zum Scheitern verurteilt, denn der einzige wahre Stadtbewohner ist der Obdachlose. Er führt jedoch ein ungeschütztes, verletzliches Leben, das ihn tödlichen Gefahren aussetzt.

Allen Übrigen erschließt sich die Stadt jedoch nur durch ein wie auch immer geartetes Zuhause. Ich habe Teile meines Lebens in Paris, Berlin, Tokio und New York verbracht, aber bewohnen konnte ich diese Städte immer nur mit Hilfe von Schlafzimmern und Küchen, Stühlen, Schreibtischen, Schränken, Badewannen und Heizkörpern.

Wohnen ist allerdings weit mehr als ein zu lösendes Raumproblem. Denn es bedeutet nicht, von etwas umgeben zu sein oder einen bestimmten Teil des auf der Erde verfügbaren Raumes zu okkupieren. Wohnen heißt, Beziehungen zu bestimm-

ten Menschen und Dingen aufzubauen, Beziehungen, die so intensiv sind, dass wir sie ebenso brauchen wie die Luft zum Atmen. Das Zuhause ist eine Kraft, die unser ganzes Sein beeinflusst und damit alles, was sich innerhalb seines magischen Kreises befindet. Architektur oder Biologie spielen in diesem Zusammenhang keine Rolle, denn wir bauen Häuser heute nicht etwa, um uns vor den Elementen zu schützen oder den Raum mit der genealogischen Ordnung und unserem ästhetischen Empfinden in Einklang zu bringen. Vielmehr stellt jedes Haus, jedes Zuhause eine moralische Realität dar. Wir bauen Häuser, um in gemütlicher Form den Teil der Welt zu beherbergen, der für unser persönliches Glück unerlässlich ist. Und dazu gehören nicht nur Menschen, Tiere, Pflanzen und Gegenstände, sondern auch Ereignisse, Erinnerungen, Vorstellungen und eine bestimmte Atmosphäre.

Andererseits beweist die Praxis des Häuserbauens, dass sich die Moral – die Theorie des Glücks – nicht auf ein paar psychologische Ermahnungen und Lehren über gute Absichten, Sorgfalt und Seelenhygiene reduzieren lässt. Das Zuhause repräsentiert eine materielle, Menschen und Gegenstände gleichermaßen einbeziehende Ordnung. Es ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Haushalt der Dinge und Gefühle, der sich selbst und andere in einer räumlichen Einheit zu etwas verbindet, was wir im weitesten Sinne als »Fürsorge« bezeichnen. Glück ist weder ein Gefühl noch eine rein subjektive Erfahrung, sondern der willkürliche Gleichklang, der Menschen und Dinge für einen flüchtigen Moment in einer engen körperlichen und geistigen Beziehung vereint.

Dessen ungeachtet hat die Philosophie dem Zuhause bislang nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Vom männlichen

Drang nach gesellschaftlicher Anerkennung und dem Streben nach Macht und Einfluss in der Stadt beseelt, hat sie jahrhundert-, wenn nicht jahrtausendlang den häuslichen Raum vollkommen vergessen. Dabei ist sie mit ihm weit enger verbunden als mit jeder Stadt auf dieser Welt. Nach den ersten griechischen Abhandlungen über die *oikonomia*, die sich im konkreten Sinne des Wortes mit Haushaltsführung befassten und großen Einfluss hatten, verlor die Philosophie den häuslichen Raum aus dem Blick. Diese Vernachlässigung ist unverzeihlich, denn sie hat dazu beigetragen, das Zuhause zu einem Unrechtsraum zu machen, in dem Unterdrückung, Ungerechtigkeit und Ungleichheit zur unbewussten, sich selbst reproduzierenden Gewohnheit wurden. Die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern etwa hat ihre Wurzeln im Zuhause, was perfiderweise auch noch als Rechtfertigung dieses Zustandes dient. Denn die Verhältnisse am heimischen Herd bildeten die Grundlage eines Eigentumsrechts, das zu einer von wirtschaftlicher Ungleichheit geprägten Gesellschaftsordnung führte. Und das moderne Zuhause hat die Situation auch deshalb noch weiter verschärft, weil sich in diesem bis auf wenige Ausnahmen nur für Menschen geeigneten Raum der Gegensatz zwischen Mensch und Nicht-Mensch, zwischen Stadt und Wald, zwischen »Zivilisation« und »Wildnis« auf radikale Weise manifestiert.

Indem sie das Zuhause vergessen hat, hat die Philosophie sich selbst vergessen. Dabei war diese vernachlässigte Sphäre die Brutstätte der meisten Ideen, die sich auf den Planeten und seine Geschichte ausgewirkt haben. In diesem Raum, der sogar in ein und derselben Stadt ganz unterschiedliche Formen annehmen kann, wird das Fleisch zum Wort.

Doch die Philosophie vernachlässigte das Zuhause nicht nur, sie ordnete es Stadt und Politik unter und verbaute sich damit selbst den Weg zum Glück. Sie überließ das Zuhause den Kräften von Genealogie und Eigentum, so dass es in sich zusammenschrumpfte, bis es nur noch den Anforderungen des menschlichen Körpers diente, während alles, was mit Glückseligkeit zu tun hat, aus seinen vier Wänden verbannt und hinaus in die Stadt verlagert wurde. Das Glück ist zum bloßen Schattenspiel verkommen, weil es aus dem zu eng gewordenen häuslichen Ambiente herausgelöst und zu einem politischen Faktum erhoben wurde, das sich nur im städtischen Raum entfalten kann. Gleichzeitig ist die moderne Stadt im Grunde nichts weiter als eine heterogene Ansammlung von Orten, Techniken und Einrichtungen, die gewissermaßen als Gegenentwurf zum Zuhause erschaffen wurde, um das Glück und die Freiheit zu beherbergen, für die dort kein Platz mehr war. In der Stadt konnten die Menschen mit Hilfe von Arbeit, Konsum, Bildung, Kultur oder einfachen Vergnügungen jenen unreflektierten Naturzustand überwinden, der sie daran hinderte, Dinge zu verändern, die von einer vermeintlichen »biologischen« Ordnung oder von angeblichen Grundbedürfnissen vorge-schrieben wurden. Jahrhundertlang lag die Welt, in der man zumindest theoretisch mit anderen gleichgestellt sein konnte, darum jenseits der eigenen Haustür. Ob nun in Schulen, Kinos, Theatern, Restaurants, Bars, Museen, Clubs, Geschäften, Parks, Straßen, Parlamenten, Kirchen, Synagogen oder Moscheen, erst jenseits der eigenen vier Wände wurde die Welt wirklich erfahrbar. Erst außer Haus war sie voller Gesichter, Gegenstände und Ideen, die zu groß und intensiv waren, um in der Begrenztheit von Wohnzimmern und Küchen Platz zu finden.

Von Platon über Hobbes und Rousseau bis hin zu Rawls war die moderne Stadt so etwas wie der große Taschenspielertrick der Philosophie. Sie war eine Art philosophisches *Trompe-l'œil*, ein Traum von Freiheit und kollektives Trugbild, das die Menschen von ihrem Zuhause ablenken und seine Bedeutung herunterspielen sollte, so als sei es nicht mehr als ein Schrank, in dem man etwas verstaut, um es getrost vergessen zu können.

Allerdings hat sich die Philosophie nicht allein schuldig gemacht, denn das Zuhause wurde auch von anderen Disziplinen systematisch vernachlässigt. Im Laufe der Zeit hat es sich in eine Art Maschine verwandelt, die alles aufsammeln muss, worüber wir nicht öffentlich sprechen können oder sollen. Jahrhundertlang war das Haus der »Rest«, was übrig bleibt, wenn die Show vorüber ist, der Bodensatz, den niemand mit uns teilen konnte oder wollte.

Anders als die Städte sind die Häuser, aus denen sie bestehen, in aller Regel keine öffentlichen Orte. Nur in sehr wenigen Fällen kann sich die Allgemeinheit ein Bild von den Bewohnern, der Einrichtung oder den Ereignissen machen, die darin stattgefunden haben. Und selbst wenn etwas darüber bekannt ist, wird dieses Wissen niemals in derselben Weise geteilt wie das Wissen über die Stadt. Das Zuhause bleibt in aller Regel anonym und erhält keinen Namen, der die Zeiten überdauert. Identifizierbar ist es nur über topografische Koordinaten, die Adresse oder ein Türschild, das schon per definitionem austauschbar sein muss. Ein Blick auf jede x-beliebige Stadt genügt, um zu erkennen, wie absurd das ist. Wie würden wir wohl über Städte denken, wenn sie nicht Venedig, Marseille, Peking oder Dakar hießen, sondern nur GPS-Koordinaten wären oder alle zehn Jahre umbenannt würden?

Es ist beinahe so, als wollte das Zuhause gar nicht in der Zeit erkannt werden und seine Geschichte am liebsten verbrennen, um unbelastet von Erinnerungen eine neue beginnen zu können. Als ob das Zuhause eine Maschine wäre, die es dem Leben ermöglichte, keine Spuren zu hinterlassen. Als ob sich die Zeit in ihm nicht in Form von Geschichte anhäufen könnte, sondern das Zuhause ein zyklisch wiedererwachendes Bewusstsein wäre, das sich an nichts erinnert, was vor seinem Schlaf geschehen ist.

In den vergangenen Jahrzehnten sind diese Marginalisierungsmechanismen jedoch teilweise durchbrochen worden. So dienen die von der Industrie erdachten Konsumprodukte vor allem der Ausstattung des häuslichen Ambientes. Die Erfindung des Fernsehens hat die psychische Grenze zwischen städtischem und häuslichem Leben aufgehoben und den öffentlichen Raum ein Stück weit ins Haus geholt. Und schließlich erschufen die sogenannten sozialen Medien einen mobilen öffentlichen Raum ohne geografische Verankerung, der weitgehend dem Bild unserer Wohnungen nachempfunden ist.

Dieses Vordringen der Stadt und ihrer Geister ins Zuhause hat unsere Lebensrhythmen und die Art unseres Wohnens radikal verändert, wenn auch noch nicht seine Strukturen. Im Bestreben, das Glück jenseits unseres Zuhauses zu finden, scheinen wir uns in den Träumen von Männern und Frauen zu verfangen, von denen wir längst nichts mehr wissen. Die Badezimmer, Küchen, Flure und Schlafzimmer, in denen wir wenigstens die Hälfte unseres Lebens verbringen, und die dieser Aufteilung innewohnende funktionale Typologie unseres Zuhauses sind die Projektion von unzähligen »Ichs«, die die Welt

schon vor langer Zeit verlassen haben. Das macht das moderne Zuhause zu einer Art platonischen Höhle, einer moralischen Ruine aus der menschlichen Vergangenheit. Wenn wir die Welt wieder in einen Ort mit hohem gemeinschaftlichen Glückspotenzial verwandeln wollen, müssen wir diese Erfahrung auf ganz neue Weise formen und mit Inhalt füllen.

In der modernen Philosophie steht die Stadt im Mittelpunkt, aber die Zukunft des Planeten kann nur im häuslichen Ambiente liegen. Wir müssen uns dringend mit dem Zuhause auseinandersetzen, denn es ist an der Zeit, diesen Planeten endlich in unser wahres Zuhause zu verwandeln, oder besser gesagt unser Zuhause in einen wahren Planeten, einen Ort also, an dem alle willkommen sind. Wir verwenden gerade große Anstrengungen darauf, unsere Städte zu globalisieren, dabei sollten wir lieber unsere Wohnungen öffnen, um sie mit der Erde in Einklang zu bringen.

Wir machen einen Sprung.
Weiter geht es in Kapitel IV: Dinge des Zuhauses

DINGE DES ZUHAUSES

Ich war in Freiburg im Breisgau und hatte gerade meine erste Stelle angetreten. Ich sollte an der Universität die Geschichte der antiken und mittelalterlichen Philosophie unterrichten, zu ähnlichen Themen forschen und den Ordinarius bei der Leitung des Lehrstuhls unterstützen. Als ich in der Stadt ankam, begab ich mich sofort auf Wohnungssuche. Es war das erste Mal, dass ich mir keine Gedanken über die Höhe der Miete machen musste, sondern einfach etwas wählen konnte, das mir gefiel. Ich entschied mich für einen Loft in einem erst wenige Jahre alten Gebäude. Im Vergleich zu meinen vorherigen Wohnungen hatte er geradezu riesige Ausmaße. Aber entschieden hatte ich mich für die Wohnung eigentlich nur wegen des roten Bullauges, das die Küchenzeile in eine Art Raumstation verwandelte.

Eigentümer der Wohnung war der Architekt, der das Gebäude entworfen hatte. Er schlug mir vor, den Mietvertrag noch am selben Tag abzuschließen. Also suchte ich ihn am frühen Nachmittag in seinem Büro auf und hatte wenige Minuten später die Wohnungsschlüssel in der Hand. Da das Schicksal jedoch immer für Ausgleich sorgt, endete meine Glückssträhne in diesem Moment, denn meine Kreditkarte gab ihren Geist auf. Ich hatte keine Ahnung, warum, verlor aber nicht den Mut. Schließlich hatte ich ein Dach über dem Kopf und genug Bar-

geld in der Tasche, um wenigstens eine Woche lang halbwegs über die Runden zu kommen. Schicke Restaurants konnte ich mir zwar nicht leisten, aber ich würde schon nicht verhungern.

Das Problem war nur, dass es sich um eine unmöblierte Wohnung handelte. Es gab kein Bett und keine Matratze, nicht einen Stuhl oder Teller, ganz zu schweigen von Essbesteck. Mit anderen Worten, es fehlte alles, was eine Wohnung oder ein Hotelzimmer erst bewohnbar macht. Ich hatte mir vorgestellt, in einer Raumstation zu leben, fand mich unversehens jedoch in der Leere des Weltraums wieder. Um mich einzurichten oder in ein Hotel zu gehen, reichte das Geld nicht. Und da ich in der Stadt noch niemanden kannte, lebte ich eine Woche lang in einer platonischen Raumidee anstatt in einem echten Zuhause.

Es war eine der wichtigsten Erfahrungen jener Zeit, denn damals wurde mir klar, dass der reine geometrische Raum an sich unbewohnbar ist. Ich hatte ein Zuhause, das mir die Ausübung der meisten alltäglichen Basishandlungen verwehrte. Ich konnte nicht schlafen, denn dafür war der Boden zu hart und zu kalt. Dazu braucht man Decken, Kissen, einen Pyjama und vor allem eine Matratze, also Dinge und keinen Raum. Es war auch unmöglich, in der Wohnung zu arbeiten, denn dazu hätte ich einen Tisch, einen Stuhl, einen Computer und eine Lampe gebraucht. Dinge. Auch Essen konnte ich dort nicht, denn es fehlte an Töpfen, Messern, Gabeln und Löffeln, denn mit bloßen Händen lassen sich Lebensmittel einfach nicht vernünftig handhaben. Überhaupt konnte ich mich nicht längere Zeit dort aufhalten, denn auf Dauer ist Leere unerträglich, ja abstoßend.

Tatsächlich ist die aus Boden, Wänden und Decke bestehende Form des Zuhauses per Definition unbewohnbar. Sie ist nur

eine Abstraktion, denn sie beruht nicht auf der Realität der Gesten, Dinge und Empfindungen, die unser Leben ausmachen, sondern reduziert sie auf ein rein geometrisches Faktum. In moralischer Hinsicht existiert der Raum in Wahrheit gar nicht. Wir begegnen ihm nie. Wir leben in einer Welt, die immer von anderen Menschen, von Tieren, Pflanzen und den unterschiedlichsten Gegenständen bevölkert ist. Und diese Gegenstände sind keine Extensionen, sie gehen über den Raum hinaus, den sie einnehmen, denn sie öffnen ihn und machen ihn nutzbar. Erst Bett, Geschirr, Tisch, Computer und Külschrank machen den Raum zu einer realen Dimension. Ohne diese Gegenstände bleibt er imaginär und abstrakt, eine mentale Projektion, in der man nicht leben kann und die zu bewohnen buchstäblich unmöglich ist. In Wahrheit bewohnen wir nicht einen Raum, sondern Dinge. Es sind die Gegenstände, die unseren Körper und unsere Gesten aufnehmen, unsere Blicke anziehen, uns davor bewahren, mit der perfekten, geometrischen Oberfläche des Zuhauses zu kollidieren, und uns vor seiner Gewalt schützen. Das Gehäuse des Zuhauses ist technisch gesehen nichts weiter als eine leere mineralische Ödnis.

Diese Erfahrung hat mich gelehrt, dass der häusliche Raum nicht euklidisch ist. Die Bewegungen meines Körpers im Zuhause gehorchen nicht der Geometrie, die ich in der Schule gelernt habe. Die Dinge in unseren Wohnungen sind keine Extensionen, sie sind Verlockungen, die die häusliche Realität mit ihrem unwiderstehlichen Sirenengesang verbiegen und verführen und sie in ein permanent instabiles Kraftfeld verwandeln. Aus dem Netz subtiler Einflüsse, das es erzeugt, können wir uns nur befreien, wenn wir das Haus verlassen. Deshalb erschöpft es uns auch, wenn wir uns länger zuhause aufhalten

als gewohnt. Denn zuhause sind wir den Kräften ausgesetzt, die die Dinge aufeinander und auf uns ausüben. Das Zuhause sein macht uns zu einer Art elektrischem Widerstand, einem Wolframfaden, durch den die Kraft der Dinge fließt, wenn wir sie ein- oder ausschalten.

Woher diese Kraft kommt, habe ich erst sehr viel später begriffen. Und es war meine Tochter, die es mir beibrachte. Tatsächlich kommt die Kraft aus uns. Die Dinge des Zuhauses erwachen bei unserer Ankunft zum Leben, weil sie in diesem Augenblick ein Teil von uns werden. Kleidung, Zettel, auf die wir beim Telefonieren etwas gekritzelt haben, ein Gemälde oder das Spielzeug unserer Kinder, all diese Dinge existieren, als wären sie Subjekte, nichtmenschliche Ichs, die uns anblicken und mit uns kommunizieren. Ihre Verwendung, ihre monate- oder jahrelange Einbeziehung in unsere Alltagsroutinen und ihre Berührung hinterlassen Spuren und übertragen einen Teil unserer Persönlichkeit auf sie. Zuhause werden alle Objekte zu Subjekten. Das ist überhaupt eine gute Definition: Das Zuhause ist der Raum, in dem alle Objekte als Subjekte existieren. Es ist das exakte Gegenteil von Sklaverei, denn das Zuhause ist der Ort, an dem die Dinge aufhören, Dinge zu sein. Es ist eine panpsychistische Maschine der universellen Anregung, ein Mechanismus, der offenbart, dass sich in allem ein Ich verbirgt, der Raum eines unabsichtlichen Animismus. Und oftmals sind wir uns dessen gar nicht bewusst.

Alle zwei Wochen lehrt mich meine Tochter, wie eine erfahrene Schamanin und Animismus-Lehrerin, die Türen meiner Wahrnehmung zu öffnen. Wenn sie bei mir ist, sind meine Tage mit Präsenzen angefüllt, die sich sehr von dem unterscheiden, was die Biologie als »Lebewesen« definiert. Colette

teilt nicht nur ihre Zeit mit mir, sondern auch ihre Spiele, Vorlieben und kleinen Eigenheiten. Sie entführt mich in ihr Universum, in dem es nur so wimmelt von unterschiedlichsten Charakteren, deren Geschichten nicht immer leicht zu rekonstruieren sind. Die wichtigsten sind Ladybug, eine Teenagerin, die sich in ein Mädchen mit unglaublichen Kräften verwandelt (ihr Favorit), Akko, eine tollpatschige kleine Hexe, die die magischen Geheimnisse des Waldes von Arcturus lüften kann (mein Favorit), She-Ra, eine Kriegerprinzessin, die den Planeten Etheria befreit, und natürlich die Oktonauten, eine Bande neugieriger Meeresbewohner, die das Universum bereisen, um die seltsamsten Lebewesen zu retten.

Die meisten Präsenzen in ihrer Welt sind jedoch nur schwer zu fassen, denn ihre Existenz ist weitaus flüchtiger und fragiler. Wie alle Kinder in ihrem Alter – sie ist fünfeinhalb – ist meine Tochter eine große Animistin. Für sie besteht die Welt nicht aus Objekten, sondern aus unzähligen Subjekten, Seelen und Präsenzen, die in allen Regenbogenfarben schillern. Selbst in einem Papierfetzen, der nur vage an eine menschliche Gestalt erinnert, kann sie eine Form von Bewusstsein erkennen. Außerdem scheinen ihre Puppen und Stofftiere jede Woche andere Persönlichkeiten mit neuen Namen und Biografien zu beherbergen. Auch die genealogischen Verbindungen zu ihr selbst ändern sich regelmäßig. Und das alles erkennt sie sofort.

Eines Tages lud meine Tochter einen ihrer imaginären Freunde zum Abendessen ein. Für mich sind sie besonders schwer zu erkennen, denn es handelt sich um körperlose Seelen. Ich glaube, ich habe etwas unsouverän auf das angeregte Mädchengespräch der beiden reagiert, das mich, den Erwachsenen am Tisch, ausschloss. Ihre Erwiderung war absolut be-

merkenswert, denn Colette regte sich nicht über mein Unverständnis auf, sondern klärte mich ganz ruhig darüber auf, wie sich die Dinge verhielten. »Du musst dir keine Sorgen machen, Papa«, sagte sie, »es ist ganz normal, dass du sie nicht siehst, denn sie sieht dich auch nicht.« In diesem Moment verlor ich jede Skepsis, und mein Verstand explodierte. Denn meine Tochter hatte mir gerade bewiesen, dass ihr von mir als »infantil« eingestuftes Verhalten so gar nichts Naives oder Primitives an sich hatte. Vielmehr handelte es sich bei ihrem Animismus um eine komplexe, subtile und vor allem reflektierte Form des Wissens. Wir sind es gewohnt, dass sich diese Sichtweise auf die Welt mit den Jahren verflüchtigt, wenn die Vernunft das Kommando über unser Leben übernimmt. Doch nichts ist sicher. Vor allem nicht heute.

Wenn meine Tochter in der Schule ist, verbringe ich meine Tage vor einem seltsamen Objekt aus Plastik, Metall und Silizium. Ich kommuniziere intensiv mit ihm, bisweilen stundenlang. Oftmals antwortet es mir sogar, und zwar überaus wortgewandt, wenn häufig auch gelangweilt, dafür aber in verschiedenen Sprachen. Im 19. Jahrhundert nannte man Experimente dieser Art noch »Spiritismus«, wir dagegen sprechen lieber ganz nüchtern von »Zoom-Sitzungen«. Wir wollen es nicht wahrhaben, aber Computer und Mobiltelefone sind Maschinen, die den Animismus zu einer gewöhnlichen, ja geradezu banalen Erfahrung machen. Während unserer WhatsApp-Anrufe oder Zoom-Sitzungen sehen wir keinen Computer und kein Telefon, sondern Seelen, Subjekte und Bewusstseine in einem biologischen Körper. Es wäre naiv zu behaupten, dass uns diese Maschinen in Wahrheit nur Zeichen oder Darstellungen liefern. Im Hinblick auf das, was sie darstellen, sind

Worte und Bilder autonom in Sein und Zeit. Die Präsenzen, die meinen Computer und mein Telefon heimsuchen, sind es nicht, denn es handelt sich um Bewusstseine. Die Technologie hat die Dinge mit Leben erfüllt. Und diese Art von Cyber-Animismus hat nichts Beunruhigendes an sich, sondern erweitert einfach nur die häusliche Lebensweise auf alle Gegenstände. Das macht Telefone und Computer auch dann zu häuslichen Gegenständen, wenn sie sich außerhalb unseres Zuhauses befinden. Denn in ihnen wird die Materie ebenso lebendig wie in unseren eigenen vier Wänden.